

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 30
Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufgang, fiel zusammen mit den großen Nilüberschwemmungen, die für das regenarme Land Haben und Sein bedeuten. Deshalb beobachteten die sternkundigen Tempelpriester den alljährlichen Frühaufgang mit größter Genauigkeit, kündete sich doch das große Ereignis astronomisch dadurch an, daß die Sonne gleichzeitig mit dem Sirius aufging, der helle Stern in der Morgendämmerung sichtbar wurde. Die Ägypter nannten den Sirius, den sie hoch verehrten, Sopdet oder Soped. Er war der Göttin Isis heilig, heißt deshalb auch der „Stern der Isis“. Von der Bedeutung des heliakischen Aufganges des Sirius zeugt das berühmte Dekret von Konopus, das Lepsius, Reinisch und Rösler im Jahre 1866 in den Tempelruinen von Sän, dem alten Tanis am tanitischen Nilarme im Nildelta fanden. Es bestimmte, daß an dem Tage, an welchem der Stern der Isis aufgehe, alle vier Jahre ein Festtag der Götter Euergeten (ehrenvoller Beinamen der Könige) nach den fünf Epagomenen gefeiert werde, die man an die 360 Tage des Jahres anhängte. Das genannte Dekret suchte also den Schalttag einzuführen. Zur Erklärung sei bemerkt, daß die alten Ägypter ihr Jahr mit den Nilüberschwemmungen begannen und zunächst mit einem reinen Sonnenjahr von 360 Tagen Dauer rechneten. Aber bald merkten sie, daß schon nach wenigen Jahren der Beginn der Nilüberschwemmung und der des gleichzeitigen Aufganges von Sirius und Sonne sich beträchtlich gegeneinander verschoben. Der Mythos erzählt, der Sonnengott Thot habe im Brettspiel der Mondgöttin Isis fünf Tage abgenommen und sie den Menschen als Zugabe zu den 360 Tagen geschenkt. Nun zählte das ägyptische Jahr 365 Tage. Aber auch diese Tageszahl im Jahr bewirkte, allerdings beträchtlich langsamer, eine allmähliche Verschiebung des heliakischen Siriusaufganges gegen den Jahresanfang. Die Verschiebung betrug nach den Beobachtungen der ägyptischen Priester alle vier Jahre einen Tag, daher das oben genannte Dekret von Konopus, das die Korrektur durch Einschlebung eines Schalttages suchte. Doch das Volk hielt so zähe an dem Wandeljahre fest, daß schon der Nachfolger Ptolemäus III. das tanitische Jahr wieder abschaffen mußte. Erst unter Augustus gewann das alexandrinische (feste) Jahr allmählich die Oberhand über das bewegliche. Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Hundstage in enger Beziehung zu unserer Jahreseinteilung stehen, daß schon die ägyptischen Astronomen durch die Beobachtung des heliakischen Siriusaufganges dazu kamen, daß das Sonnenjahr 365 1/4 Tage zählt. Nach ägyptischen Inschriften soll der Gott Horus den Sirius, „der die Fülle des Wassers herbeiführt, um das Land zu überschwemmen“, an den Himmel gesetzt haben.

Nach Hyppokrates „beginnt an dem Tage, da der Hundstern sich erhebt, das Meer zu kochen; der Wein wird schlecht, die Hunde bekommen die Tollwut, beim Menschen vergrößert sich die Galle und wird gereizt, alle Tiere verfallen in Schläffheit und Trübsinn; die Krankheiten, die diese Zeit am häufigsten hervorruft, sind die heißen und andauernden Fieber, die Darmkatarrhe und Lobsuchtsanfälle. Damit treten wir in das Gebiet des Aberglaubens ein. Die Hundstage sind mit gar vielem Aberglauben verknüpft, der im alten Heidentum wurzelt. Im alten Ägypten hatte der Hundstern als Bringer der segenspendenden Nilüberschwemmungen wohl in erster Linie eine glückverheißende Bedeutung. Aber aus dem überfluteten Lande stiegen giftige Dünste, die bei der großen Hitze gefährliche Epidemien hervorriefen und oft viele Leute wegrafften. Auch diese Erscheinungen wurden mit dem Stern der Isis in Verbindung gebracht. Der Glauben an die unheilbringende Macht des Sirius ging auf die alten Griechen über. Sie sahen in dem Stern den sagenumwundenen Hund der Unterwelt, den Zeus dem Totenrichter Minos geschenkt und der dann an das Firmament versetzt worden war. Man opferte zu Beginn der Hundstage einen Hund, um das schlimme

Geschehn sich günstig zu stimmen. In der griechischen Landschaft Argos veranstalteten Frauen und Jungfrauen Prozessionen. Man schlachtete Lämmer und schlug alle Hunde tot, denen man begegnete. Auch die alten Phönizier kannten diese Hundesopfer, ebenso die Römer. Sie wollten damit die Tollwutgefahr der Hunde, die in den Hundstagen besonders drohen soll, beschwören. Hundesopfer kannte man in England bis weit über das Mittelalter hinaus. Der ganze mittelalterliche Aberglauben stützt sich aber wohl auf Hyppokrates, dessen Meinung wir weiter oben wiedergegeben haben. Man glaubte, wer in den Hundstagen geboren wurde, sei heftig und streitsüchtig, eigne sich gut zum Krieger und Jäger. Medikamente seien in dieser Zeit wirkungslos. Besser sei es, die Kranken dem Einfluß der Natur, dem Wind und der Sonne, auszuliefern, was sicher sehr vernünftig war. Die alten Medizin- und Rezeptbücher schrieben vor, tüchtig zu Ader zu lassen, nicht zu baden, wenig zu essen, sich viel zu bewegen. Ein altes Basler Sprichwort behauptet: „Wer i de Hundstage badet, chunnt gärr e-n-Abschlag über.“ Weil nach Wuttke (Volksaberglauben) die Hundstage zu den Unglückstagen gehören, soll man in dieser Zeit nicht heiraten. Im sächsischen Vogtlande und im Erzgebirge heißt es, ein Mann, der in den Hundstagen heirate, werde später ein Trinker. In Thüringen besteht der Glaube, daß der Mann eine lieberliche Frau bekomme, wenn er zwischen dem 23. Juli und dem 23. August heirate. In Deutschböhmen und Kärnten hinwieder stoßen wir auf die Ansicht, die Frau, die in den Hundstagen vor den Altar trete, erhalte ihr Leben durch mehr Prügel als Essen. Anderwärts wieder sollen die Eheleute der bittersten Not verfallen; daher der auch bei uns bekannte Bauernvers:

Am Hundstag gefreit,
Hat noch jeden gereut.

Dieser Aberglauben ist leicht erklärlich. Früher war es nämlich vielerorts Sitte, während der Erntezeit, in welche ja die Hundstage fallen, die Predigt ausfallen zu lassen, die kirchlichen Funktionen überhaupt einzustellen. Nun wurden die gültigen Ehen weiland nur vor dem Altar geschlossen; somit war keine Möglichkeit vorhanden, zu heiraten. Die Landleute hätten in der strengen Erntezeit dazu auch gar keine Zeit gefunden.

Der römische Weinbauer führte die gefürchtete Rebenkrankheit „Carbunculare“ auf den Sirius zurück, ebenso den Sonnenstich. Nach dem Sirius hieß letzterer schon bei den alten Griechen und heißt es wissenschaftlich bis auf den heutigen Tag: „Siriasis“. Lucian endlich läßt aus dem Hundstern 5000 hunds-köpfige, auf geflügelten Eideheln reitende Krieger hervorkommen, welche mit dem Sonnenkönig gegen den Mondkönig kämpfen. Das soll wohl andeuten, daß der Sirius die größte Sonnenhitze bringt.

Natürlich spielen die Hundstage auch als Wetterlos-tage eine gewisse Rolle. So sagt man in Basel: „Wie die Hundstage beginnen, so ist das Wetter den ganzen Sommer“. Ein alter Bauernspruch meldet: „Treten die Hundstage gut ein, so wird vier Wochen gutes Wetter sein.“ So entscheiden also die ersten Hundstage nach altem Bauernglauben über das Wetter der nächsten Wochen. Bekannt ist die Bauernregel: „Hundstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr“. Sehr richtig ist: „Wann die Sonn im Löwen geht, die große Hitz im Jahr anfäht“. -o-

Brief aus Indien.

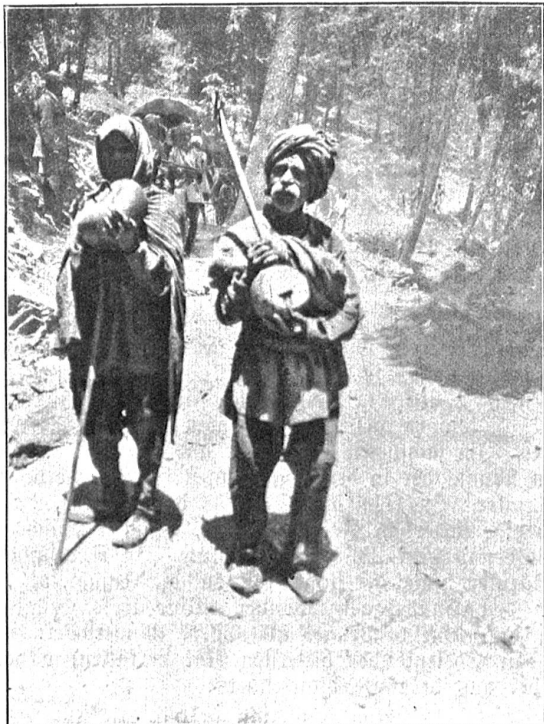
In indischen Landen — einmal — irgendwo.

Liebe Berner Woche!

Heute gehen wir einmal ins Theater — eine Parsi-truppe ist in der Stadt und man gibt ein Glanzstück — die „Blume der Liebe“. Kommst mit?

Es ist halb zehn. Einsam und verlassen sitzen wir auf dem nicht eben großen Balkon, der eine Art Sperritz und

Proszeniumsloge zugleich darstellt. Unten füllen sich langsam die Reihen mit Volk — Mohammedanern mit dem Fez und weiten faltigen Hosen, Hindus im „Pagri“ (Tur-



Ein indisches Musikantenpaar.

ban) und „Dhoti“, dem um die Hüften gewundenen und dann zu einer Art Hose geschlungenen Tuch, über den Schultern den wattierten Ueberrock oder sogar eine seidene Gala-Chutte.

Wir haben alle Muße, sie zu beobachten, denn die Vorstellung fängt, wie man uns sagt, nie vor zehn oder halb elf Uhr an. Mit den aufleuchtenden Deckenlichtern werden plötzlich die Malereien am Vorhang sichtbar. Heiliger Bimbam! — Das ist ja — das ist ja — das ist ja nichts anderes als das Paradies und drinnen sitzen in paradiesischem Eheglück Adam und Eva, rosig-weiß und sündenrein! —

Ich weiß nicht warum es so ist, wir sollten uns doch eigentlich unserer Vorräter nicht schämen. Aber Adam und Eva sind immer ein heißes Gesprächsthema und Fragen eine fihlige Sache, besonders, wenn man einen wohlgezogenen schüchternen jungen Mann zum Begleiter hat. Immerhin — wir wagen es — schließlich sind wir nicht alle Tage in Indien und müssen doch unbedingt wissen, wieso es kommt, daß der alte Adam und die ewig verführerische Eva, die, wie wir hören, auch von den Bewohnern Indiens als Stammeseltern angesehen werden, weiß sind, während die Indier dunkel! Dem schüchternen jungen Mann kommt das Theater-Halbdunkel zustatten, sonst hätten wir wohl auch auf seinem Bronze Gesicht die Farbe kommen sehen. So aber tönt nur seine beherrschte Stimme zu uns, und belehrt uns, daß eben auch der Indier arischer Abstammung und einmal hell und rosig gewesen sei und daß nur die Sonne....

Langsam steigen Adam und Eva in den Himmel und eine Zeitlang sieht man nur noch der holden Paradieses-tochter nicht eben graziösen Plattfuß aus den Wolken baumeln. —

Drunten tönt Musik — eine Trommel, eine Geige, ein Harmonium. Ich weiß nicht, was ein Musikus zu dieser Zusammenkunft sagen würde. Die Trommel trommelt wie zum letzten Gericht, die Geige seufzt wie ein reuiger Sünder in seiner Bußstunde, und das Harmonium klagt wie weiland die Juden an den Ufern des Jordan. Und mit dem besten

Willen können wir nicht ebenso verständnis- und würdevoll auf die Frage des jungen Mannes, ob die Musik nicht wunderschön sei, antworten, wie er auf die unfrige wegen Frau Evas Pfrischteint.

Doch alle, auch die heißesten Situationen, nehmen ein Ende. Das Spiel beginnt. Mit Feuer und einem schrecklichen Knall, mit viel Geschrei und Wichtigtuerei, in dem ein „Fäschibäbi“, das die Helden da drunten an einer Schnur herumziehen, die Hauptrolle spielt. Langsam dämmert es in uns: Das ist so etwas wie ein Vorspiel, eine Kindes-unterschiebung oder Entführung darstellend, und das Spiel gibt wahrscheinlich nachher Aufschluß über das Schicksal des entführten Prinzen.

Urdu, richtig gesprochen, ist ungemein klangvoll, und wenn man es auch nicht versteht, so ist es doch eine Freude, den Lauten nachzugehen und bald etwas Französisch, bald deutliches Italienisch oder sogar Deutsch herauszuhören — gemeinsame Sprachwurzeln, wahrscheinlich aus dem Arabisch oder Sanskrit.

Das Spiel aber ist eine Enttäuschung. Die ur-ur-alte Geschichte von der Prinzessin und dem Gärtner, ein orientalisches Komplot mit okzidentaler Aufmachung. Wie die Indier lieber eine weiße Stammutter wollen als eine schwarze, so haben sie auch lieber weiße Bühnenkünstler als dunkle und alles andere eher als Landeskostüme. Einzig die Prinzessin — wohl ein halbwüchsiger Junge in Mädchenteilern, denn die indische Frau geht ja nicht aufs Theater — scheint einigermaßen naturgetreu. Ihr Liebster, der Gärtner, zu einem schwindsüchtigen Romeo geschminkt, kommt im modernen grauwollenen Sportkostüm und seine Pantee-Bluderhosen sitzen entsetzlich schlecht. Als indischer Mali (Gärtner) wäre er vielleicht noch eine Dichter- und Träumerfigur, würdig der Prinzessin Herzallerliebster zu sein, gewesen, so aber....!

Rapid entwickelt sich das Komplot. Der erzürnte Vater, in altenglischem Ritterkostüm, droht. Die Tochter fleht. Der liebebeugrige Sportsmann-Gärtner lächelt ein richtiges Schafskopflächeln und der Rivale, auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aus der Zeit der Königin Elisabeth, zieht vom Leder. Nicht etwa einen schön geschwungenen mit Elfenbein eingelegten indischen Säbel — bewahre! — ein blechernes, grades, traditionsloses Ding neuester Struktur, das harmlos an dem durch Liebe gefeierten Herzen des Helben abspringt. Das ist das Wunderbare an dem Drama, daß es keine Toten gibt. Denn wo immer einer erstochen, steht er gleich wieder auf und ficht heldenmütig weiter! Und wie der durstgeplagte halbverhungerte Held seiner in Ketten schmachtenden Liebsten sein Herzblut zu trinken gibt und dabei sich selbst und die ganze Bühne in rote Farbe taucht — der Anblick bringt den Zuschauerraum in wilde Ekstase — da wird er erst recht lebendig.

Und ohne Herzblut harret er aus, bis seine königliche Herkunft entdeckt ist und er, diesmal im Gewande eines russischen Großfürsten, seine Mondscheinprinzessin in die Arme schließen kann. Was man im Orient, wo jedes Zurschaustellen von Gefühlen zwischen Mann und Frau verpönt, so in die Arme schließen nennt! Nicht einmal geküßt haben sie sich! Das nun ist die zweite Enttäuschung und führt zu einer zweiten indiskreten Frage an den schüchternen jungen Mann, der wahrscheinlich seine Begleitung nicht so schnell wieder einer unternehmungslustigen jungen Dame aus dem Westen angeboten hat. —

Wenn Du nun meinst, daß das Theater aus und man sich, um eine Erfahrung reicher, nach Hause begeben, so hast Du nicht mit dem anspruchsvollen indischen Publikum gerechnet! Dort Theaterdirektor zu sein, ist sicher noch die viel undankbarere Aufgabe, als unserm Berner Stadttheater vorstehen! Mit einem Drama sind sie nicht zufrieden, es muß auch etwas Komik dabei haben, je derber, desto besser. Und so ist denn zwischen jedem dramatischen Akt ein endloses komisches Intermezzo eingeschaltet, das zu der Haupthandlung auch nicht im geringsten Zusammenhang steht.

Die Hauptperson des komischen Spiels ist eine schwarz-äugige, nicht mehr ganz junge Dame zweifelhafter Güte, in weißem Rock mit roter Schleife, die Angebetete mehrerer Verehrer zugleich. Um des schüchternen jungen Mannes willen ist es uns lieb, daß wir die Sprache und die augenscheinlich handgreiflichen Spässe nicht verstehen. Das Publikum aber wälzt sich, schreit und lacht und freischt und endlose Encores machen jeden Zwischenakt doppelt so lang wie die Haupt-handlung.

Und so kommt es, daß wir am Morgen um die Viere die fünf Kilometer von der Eingebornenstadt bis zum europäischen Viertel, wo sich das Hotel befindet, zurücklegen. Daß dabei unser Beschützer in der Wagenecke den Schlaf des Gerechten schläft und vor dem Herausfallen behütet werden muß, und daß auch der Kutscher auf seinem hohen Sitz einnickt und nur durch derbe Pässe unsererseits ab und zu an seine Pflicht den müden Passagieren gegenüber erinnert werden kann — was ist es anders als das vollkommene Ende eines vollkommenen Abends?

Deine Bernerin auf Reisen.

Aus der politischen Woche.

Briands Fall — Herriots Berufung.

Das 10. Kabinett Briand ist am letzten Samstag abend in der Kammer gestürzt worden. Der Präsident der Republik hat unmittelbar nachher den Kammerpräsidenten Herriot mit der Bildung der Regierung beauftragt.

Den Anlaß zum Sturze Briands gab Caillaux' Verlangen nach unbeschränkten Vollmachten zur Verwirklichung seiner Finanzpläne. Es war zu erwarten, daß ihm diese Vollmachten nicht zugestanden würden. Denn die Kammermehrheit hat sich unzweideutig als Gegner dieser Pläne erklärt; namentlich ist sie nicht gewillt, das Schuldenabkommen mit Amerika zu ratifizieren und will sie die Konsolidierung des Frankens nicht mit Hilfe neuer ausländischer Kredite herbeiführen, um Frankreich nicht noch mehr als bisher von der Welthochfinanz abhängig werden zu lassen. Hierin weiß die Kammer den Großteil des französischen Volkes hinter sich.

Caillaux geht. Mit ihm entschwindet die Hoffnung auf eine baldige Stabilisation des Frankens. Denn die von seinen Gegnern befürwortete Reform aus eigener Kraft: Besteuerung des Besitzes, Vermögensabgabe u. ist ein Vor-gang, der Zeit braucht. Inzwischen wird der Franken weiter rutschen — er ist bereits bei 10 angelangt —, wird die Teuerung wachsen — das Kilo Brot kostet schon Fr. 2.80 —, werden die Bedürfnisse des Staatshaushaltes mit neuen Noten bestritten werden. Frankreich scheint entschlossen zu sein, Deutschlands Weg zu machen. Warum auch nicht? Es lebt sich bekanntermaßen besser mit Inflation als mit Deflation. Die Produktion verdient mit Dumping am Aus-lande, die Arbeit hat Hochkonjunktur; die schwachen Klagen der hungernden Rentner und Beamten verhallen ungehört im Räderlärm des industriellen Vollbetriebes. Dabei entschuldet sich der Staat, und er benutzt diese Stärkung zu Erstellung von Neuanlagen, zu repräsentativen Bauten u. Natürlich kann diese Entwicklung den Gläubigern nicht gleich-gültig sein. Frankreich kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß wie bei der deutschen auch bei der französischen Inflation der Zeitpunkt kommen wird, da das Gläubiger-Ausland in seinem eigenen Interesse eine Stabilisierung des franzö-sischen Geldes herbeizuführen suchen wird; daß es Kredite gewähren wird zu Bedingungen, wie sie heute noch nicht erhältlich sind. Das heutige Frankreich scheint noch auf diese Hoffnungen eingestellt zu sein. Es denkt nicht an das Ende, das jede Inflationsperiode haben muß, und auf den darauf-folgenden Kagenjammer, die Stabilisation mit all ihren Einschränkungen, mit Sparmaßnahmen, sinkenden Preisen und Arbeitslosigkeit u.

Caillaux war für die sofortige Stabilisierung, um Frankreich möglichst viel von den Leiden der Rückbildungs-perioden zu ersparen. Es ist denkbar, daß sein Land ihn später besser begreift und ihm die heute verweigerten Vollmachten doch noch gibt. Was er in den kurzen Wochen seines zweiten Finanzregimes geleistet, war nicht schlechte Arbeit. Unter ihm ist das für Frankreich günstige Schuldenabkommen mit England zustande gekommen. Caillaux erhielt von Churchill die Relation der deutschen Zahlungen mit dem Abkommen zugestanden; wenn also die deutschen Zahlungen ausbleiben, soll der Vertrag revidiert werden; ferner werden die französischen Obligationen nicht kommerzialisiert, was den Vorteil einer größeren Stabilität des Frankens mit sich bringt. Mit Caillaux' Sturz ist nun auch das Londoner Abkommen in Frage gestellt. Denn in Frankreich ist die öffentliche Meinung immer noch hart-näckig auf das Nichtzahlen eingestellt, was natürlich nicht besagen will, daß damit die Notwendigkeit des Zahlens aus der Welt geschafft sei.

Herriot hat geglaubt, Briand und Caillaux stürzen zu müssen, um Frankreichs Geschicke selber in die Hand zu nehmen. Ob er für sein Ministerium und sein Programm eine Mehrheit finden wird, ist heute noch sehr zweifelhaft. Von allen Seiten hat er Absagen bekommen; bedenklich ist die der Sozialisten, die nun offiziell das Kartell mit den Radikalen aufgegeben haben. Ebenso hat sich Louis Marin, der Führer der Zentrumsfraktionen, der noch tags zuvor am Sturze Briands mitgearbeitet hatte, gegen Herriot aus-gesprochen. Sogar innerhalb der radikalen Kammerfraktion haben sich zahlreiche Abgeordnete gegen ihn erklärt. Woher der neue Regierungschef die Autorität nehmen soll, ist noch nicht ersichtlich.

Auch über Herriots Programm weiß man zur Stunde noch nichts Genaues. Privaten Äußerungen zufolge gedenkt Herriot, der das Portefeuille des Äußern ver-walten und de Monzie zum Finanzminister ernennen will, auf eine internationale Lösung der Schulden- und Währungsprobleme hinzuwirken. Herriot sei der Ansicht, daß die internationalen Schuldenfragen durch einen internationalen Schiedspruch geregelt werden müßten, der entweder von einem Ausschuss bestimmter Völker, vom Völkerbund oder vom Internationalen Schiedsgerichtshof stammen solle. Wenn dem so ist und sein Plan verwirklicht werden könnte, so müßte sich für die nächste Zukunft eine ganz neue weltpolitische Situation ergeben. Denn notwen-digerweise müßten sich die Schuldnerstaaten Schulter an Schulter in eine Front gegen die geld- und weltbeherrschende anglo-amerikanische Staatengruppe stellen, um ihre Inter-essen wirksam vertreten zu können. Ob Europa für diese neue Front schon reif ist, das ist heute, im Zeitalter der Mussolini und Primo de Rivera, zum mindesten noch fraglich.

Briand hat seine Absicht erklärt, sich vom politischen Schauplatz endgültig zurückzuziehen. Eine seiner letzten Kammerreden galt dem

schweizerisch-französischen Schiedsgerichts-kompromiß in der Zonenfrage.

Der Berichterstatter in der Kammer, Eduard Soulier, schiedte seinem Votum für das Schiedsgerichtsverfahren einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Kompromisses voraus. Frankreich strebte durch Artikel 435 des Versailler Vertrages die Beseitigung der Rechte an, die die Schweiz über die so- genannten Freien Zonen südwärts des Genfersees seit 1815 be-ßi. Der schweizerische Bundesrat anerkannte aber den Artikel 435 des Versailler Vertrages nur als Entwurf und erlangte durch direkte Unterhandlungen mit der französischen Regierung eine Abmachung, die das Zonenabkommen von 1881 ersetzen sollte. In diesem Abkommen vom 7. August 1921 willigte der schweizerische Bundesrat in die Verlegung der Zollgrenze an die politische Grenze ein gegen Gewäh-rung von wirtschaftlichen Vorteilen für Genf, die Waadt